

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 15

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(Fortsetzung von Seite 356.)

„Nein, acht Uhr. Du kannst noch liegenbleiben, bis ich gewaschen bin.“

Er hörte, wie Dieten das Wasser in die Badewanne einlies, und empfand das Plätschern des Wassers wie etwas unendlich Beruhigendes. Sein Herz war voll von Liebe für Dieten. Alles, was man für sie tat, war viel zu wenig. Wenn man Geld besaß, konnte man für Dieten schöne Kleider kaufen und einen Pelzmantel, damit sie nicht fror, und vielleicht einen Ring oder eine Perlenkette, aber nein, sie machte sich nichts aus Juwelen. Man konnte mit ihr durch die Welt fahren und wenn man sich sattgesehen hatte, dann kaufte man eine kleine Villa in Lugano oder im Schwarzwald oder oben im Norden, auf der Insel Fehmarn. Es wäre wunderbar, jeden Wunsch Dietens erfüllen zu können, bevor er noch ausgesprochen worden war.

Hollbruch sprang eilig aus dem Bett, als hätte er Angst, die große Chance seines Lebens zu versäumen.

Während sie beim Frühstück saßen, es gab Margarine-Stullen und Johannisbeerwein, erklärte Dieten: „Wir müssen Eva in Magdeburg anrufen, damit das Flugzeug bereit sei.“

„Ja, das müssen wir, aber woher sollen wir das Geld für das Telefongespräch nehmen?“

„Keine Sorge. Ich gehe zu Frau Marzahn hinunter. Sie wird mir erlauben, mit Magdeburg zu sprechen.“

„Du mußt Eva sagen, daß ich heute abend zwischen acht und zehn ankomme. Und sie soll den Mund halten!“

„Sie wird vielleicht kein Geld für Benzin haben.“

„Sie soll es sich ausleihen“, sagte er ungeduldig.

„Dann rufe gleich Keridan an.“

„Später, Dieten, es sieht zu happig aus.“

„Hast du noch Geld für den Automaten?“

„Ja, danke.“ Er blickte sie bekümmert an. „Aber wie willst du aus der Villa rauskommen, Dieten?“

„Mache dir keine Gedanken, Peterchen. Ich komme weg. Du kannst dich auf mich verlassen.“ Sie überlegte eine Weile. „Wir werden vor Keridan vereinbaren, daß du mir sofort nach deiner Landung in der Schweiz eine Depesche schickst. Wenn dein Telegramm ankommt, muß mich Keridan freigeben.“

„Ich glaube nicht, daß Keridan darauf eingehen wird. Dieses Telegramm ist kein Beweis, daß ich das Geld richtig abgeliefert habe.“

„Nein, es ist kein Beweis, aber dennoch werde ich morgen früh die Villa verlassen. Du kannst davon überzeugt sein.“

„Ich bin gar nicht davon überzeugt, Dieten.“

„Du mußt davon überzeugt sein. Ich fahre morgen nach der Schweiz. Wo wollen wir uns treffen?“

„Am besten in Zürich“, antwortete er sorgenvoll. „Ich werde in dem kleinen Gasthof „Zum Bären“ absteigen, wo ich schon mal gewohnt habe.“

„Schön. Ich bin übermorgen früh bei dir im Gasthof „Zum Bären“ in Zürich.“

„Du bist so sicher, Dieten.“

„Wenn man ein großes Spiel spielen will, muß man seiner Sache sicher sein, sonst kann man nicht gewinnen.“ Sie stand auf. „Jetzt will ich zu der Gemüsefrau gehen, um Eva anzurufen.“

Hollbruch packte inzwischen seinen kleinen Handkoffer. Es war keine große Arbeit, denn außer ein bißchen Wäsche und Toilette-Sachen gab es nicht viel mitzunehmen. Das Wertvollste waren zwei Bilder in schmalen Silberrahmen. Das eine zeigte den alten Baron Hollbruch, ein trockenes Gesicht mit kühner Nase und mit hellen Augen, die hochmütig diese armselige Welt der kleinen Schieber und Profitmacher zu betrachten schienen. Das andere Bild stellte Dieten dar, eine sorglose und fröhlich lächelnde junge Frau.

„Alles in Ordnung“, erklärte Dieten zurückkommend. „Frau Marzahn hat zwar ein bißchen gemeckert, aber Meckern muß sein, sonst macht das Leben keinen Spaß. Eva freut sich sehr, daß du kommst. Sie freut sich sogar zu heftig für meinen Geschmack. Diese Sportfliegerinnen sind immer gefährlich.“ Sie lächelte. „Nimm dich bloß in acht, Peterchen.“

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Sammlung in der Mitte.

Die eidgenössischen Räte geben dem Genfer Kommunistenverbot die Sanktion: Der Nationalrat ist schon vorangegangen: 112 Stimmen, einige Enthaltungen, 42 Gegenstimmen der Sozialisten und Kommunisten — damit ist der Fall „erledigt“. Erledigt sind aber zur Hauptsache die Kommunisten schon längst . . . ihre Stimmenzahlen nehmen mehr und mehr ab, bei jeder Wahl, so in Basel, so in Zürich, wird die Abbröckelung erwiesen, und zuletzt werden nur die Grüpplein bleiben, die Stalins Henkerkurs gutheißen und tatsächlich an die verbrecherischen Verschönerungen ihrer ehemaligen Genossen glauben.

Aber auch die Frontisten sind glatt erledigt: In der Stadt Zürich blieben ihre 10 Stadt-Abgeordneten auf der Strecke. Rolf Henne hat seinen Platz geräumt, will nicht mehr „Führer“ spielen. Die Rivalen, deren Namen kaum mehr wichtig genommen werden, trennen sich in neue Grüppchen und marschieren in immer kleineren Haufen. Mag sein, daß das österreichische Schicksal sie vollends deroutiert hat. Sie glaubten bisher an die Möglichkeit, „eidgenössische Nazis“ mit eigenen Morgensternen und „Haaruis“ statt „Heil Hitler“ zu sein, so wie die Nazis in Oesterreich auf eine gewisse Selbständigkeit zählten, und nun mußten sie einem beispiellosen Einmarsch der immerhin fremden Macht zuschauen. Da hieß es überlegen . . . und Nationalrat Tobler erschien erstmals ohne Frontenabzeichen im Parlament.

Inzwischen wird nun verhandelt über die Einbeziehung der Sozialdemokraten in die Bundesregierung. Konferenzen der verschiedenen Parteileitungen mit dem Bundesrat und mit dem Militärdepartement arbeiten an den zu treffenden Entscheidungen. An diesen Konferenzen frontierte keine der maßgebenden Gruppen mehr. Es gibt auch in den Ratsverhandlungen, wenn die neuen Wehrmaßnahmen diskutiert werden, kaum mehr grundsätzliche Differenzen zwischen links und rechts, und die Verlängerung der Dienstzeit scheint bald einmal Wirklichkeit zu werden. Man kann sich darüber freuen, man kann auch sehr ernst werden, wenn man überlegt, welcher äußern Gefahrdrohungen es braucht, um solche „Befehlungen zur Vernunft“ Wirklichkeit werden zu lassen.

Daß die Vernunft noch nicht allseitig geworden, erlebte man am vorläufigen Schicksal der sozialistischen Arbeitsbeschaffungsinitiative, die zwar nicht abgesägt, aber auf die Junifession verschoben wurde. Der Bundesrat wird einen Gegenentwurf ausarbeiten und mit großer Wahrscheinlichkeit die Initiative selbst nach dem Gegentext des freifinnigen Stadtpräsidenten Widmer-Wintertur hin ummodellieren. Geschieht dies, dann erleben wir, was wir eigentlich noch nie erlebt: Die bundesrätliche und parlamentarische Akzeptierung einer grundsätzlichen Forderung von links. Es harzt noch, aber es wird gehen.

Ohne Zweifel würde die Linke im Laufe der Jahre mehr Entgegenkommen gefunden haben, wenn sie immer so entschieden für den eidgenössischen Wehrgedanken eingetreten. Man soll sie aber heute nicht verhöhnern, weil sie etwas vom Völkerbund und von der Abrüstung erhofft . . .

Linie Wien-Ankara.

Her von Papen, dem das Verdienst zukommt, Oesterreich unterminiert und für den totalen nationalsozialistischen Angriff sturmreif gemacht zu haben, wird zum Gesandten in Ankara gemacht. Ankara bedeutet mehr als die türkische Hauptstadt: Die Türkei führt heute im „Balkanbund“ und pflegt zudem traditionelle rußlandfreundliche Politik. Wer Ankara erobert, der gewinnt den entscheidenden Punkt der gewaltigen Ländermasse zwischen Preßburg und dem Irak, von welchem aus alle dazwischen liegenden Hauptstädte bearbeitet werden können. Und wer Ankara von Rußland zu lösen versteht, der hat den Obergenossen Stalin und die bolschewistische Großmacht eines der wichtigsten Vorposten beraubt. Die Führer in

Berlin schätzen anscheinend die Künste des Herrn von Papen sehr hoch ein. Sonst würden sie ihn nicht auf diesen so wichtigen Posten schicken.

Mit der Ernennung des neuen Vertreters bei den Türken werden die Engländer an Zeiten erinnert, die noch vor dem Weltkrieg zurückliegen. Damals sprach man von der „Linie Berlin-Bagdad“; die Türkei galt als deutscher Eckposten und als Angriffsbasis der alldeutschen Militärmacht gegen Indien und Ägypten. Die alten Pläne werden demnach wieder aufgenommen. Nur daß sie diesmal ein anderes Gesicht haben: Wenn die Türken als Verbündete Deutschlands auf Irak und Syrien zu drücken begönnen, würde dies heißen, daß die Kolonialforderungen Hitlers ernsthaft zu werden drohen. Der „Angriff gegen England zu Lande“, dieser Traum der deutschen Generale vor 1914, der heute mit motorisierten Armeen weit mehr Aussicht auf Erfolg bietet, steht also in gewissen „späteren Blättern“ des deutschen Revancheplanes, die einmal Geltung erlangen könnten. Bevor es so weit ist, muß Großdeutschland die Donau-Balkan-Staaten in irgendeiner Form an sich fetten. Die handelspolitischen Vorbereitungen dauern schon lange an.

Es gibt außer den Engländern und Franzosen noch einen Dritten, der die unmißverständliche Abordnung von Papens mit höchstem Mißtrauen beobachten muß: Italien. Für Mussolini ist der aalglatte Adelige aus Deutschland sozusagen ein Symbol. Ihm hat er zu verdanken, daß die Deutschen am Brenner stehen. Ihm könnte er zu verdanken haben, daß die Jugoslawen eines Tages ihren Ausgleich mit Italien zu vergessen wagen und alte Forderungen auf Istrien, gewisse Inseln und Albanien anmelden würden. Papen könnte die griechischen Wünsche nach dem italienischen Rhodos und dem Dodekanes wieder wecken. Mit andern Worten: Das deutsche Spiel der Linie Wien-Ankara bedeutet, daß Italien seinen Einfluß im Donauraum völlig zu verlieren droht, und daß es auf einer weit bedeutsameren Linie als nur „am Brenner“ von einer deutschgeleiteten Balkanfront angegriffen werden könnte. Man fängt plötzlich an die Ernsthaftigkeit der britisch-italienischen Verhandlungen zu glauben!!

Die Rückgewinnung der Ellbogenfreiheit würde Mussolini erlauben, zu zeigen, ob er mit diesem deutschen Vordringen nach Südoften so reiflos einverstanden sei, wie es einige Zeit den Anschein machte. Und zeigen könnte er, was er in Wahrheit denkt, in einer erneuerten italienischen Bearbeitung der Donaufstaaten. Es ist übrigens verschiedenen Beobachtern aufgefallen, daß Mussolini leztthin eine Rede vor dem Senat gehalten, worin die Achse Berlin-Rom nicht erwähnt wurde; nur von den italienischen Soldaten war die Rede, die das Land und das Impero zu verteidigen imstand seien. Die Aufzählung der Flugzeuge und U-Boote erinnerte sicherlich die Engländer, mit denen Graf Ciano gerade verhandelt, an die Verwundbarkeit ihrer Flotte und verfolgt bestimmte Zwecke in dieser Richtung, wenn gesagt wird, Italien besitze heute die größte U-Boot-Flotte. Die aufmerksamen Hörer aber notierten sich, daß Berlin als Garant Italiens nicht erwähnt worden war. Und sie ziehen ihre Schlüsse.

Als Anzeichen der mussolinischen Verstimmtheit gegen Berlin wird die päpstliche Desavouierung der österrichischen Bischöfe gewürdigt, dieser Bischöfe, die noch vor einem Monat das Neuheidentum mit dem Bolschewismus gleichsetzten und heute in einer Kundgebung wissen lassen, daß der Nationalsozialismus auf völkischem Gebiete und in der Rettung vor dem Bolschewismus Großes geleistet habe. Es scheint festzutreten, daß Hitler den Papst nicht besuchen wird, sofern er im Mai überhaupt seine vorgesehene Komreise ausführt. Am Zustandekommen dieser Reise des Führers wird sich zeigen, ob die Achse so fest sei, wie man sie preist. Am Ende wird der Duce Hitler noch einmal brauchen, um den nötigen Druck auf England auszuüben, und ihn . . . erst nachher wieder zu bekämpfen.

Was diese Verhandlungen mit England betrifft, so scheint die britische Politik das linke Spanien endgültig

geopfert zu haben und sicher zu sein, daß Italien den Rückzug nach Francos Sieg antritt, nur damit auch die Deutschen die Pyrenäenfront räumen müssen. Ein echt britisches Spiel! Die Legionen Francos haben via Gadesa und Balderrobes Tortosa und das Meer erreicht. Im Norden bringen sie über Lerida tiefer in Katalonien ein. Der abgeschnittene Süden wird, seiner industriellen Basis Katalonien beraubt, keinen größeren Widerstand mehr leisten können. Siegt Franco bald, wird der Duce, mit England im Einvernehmen, seine Kriegsmittel ebenso bald anderswo bereitstellen können: Zur Beobachtung der plötzlich mit Argwohn entdeckten Linie Wien-Ankara. Das nützt am Ende sogar der Tschschei, die mit den Sudetendeutschen feindselig parliamantiert und nicht weiß, was geschieht.

Ob nicht die Reise des polnischen Obersten Beck nach Rom im Zusammenhang steht mit Mussolinis weitergehenden Plänen? Polen will ja mit einem „baltischen Block“ nicht nur Rußland gegen Deutschland, sondern auch Deutschland vom Osten abriegeln. Ob das nicht parallel geht mit Italiens Argwohn gegen „Wien-Ankara“? —an—

Kleine Umschau

„So sieht's also bei uns im Schweizerlande aus!“ Das ist der Tenor der gegenwärtigen Stimmung in Bern, nachdem durch Presse und Vorträge jedermann der Geburtenrückgang zahlenmäßig bewiesen wurde. Ja, so sieht's bei uns aus — nicht besser als in allen andern Ländern. Wir stehen sogar mit der Feststellung dieser Tatsache hinter andern Ländern, die diese schon lange machten, zurück. Wir kennen ein europäisches Land, in dem vor drei Jahren eine Glocke läutend durchs Land getragen wurde, die sagen mußte: „Es ist fünf Minuten vor zwölf: so gehts nicht mehr weiter mit dem Geburtenrückgang.“

„Ich habe Gottlob drei Kinder“, erzählt ein Mann, „mir kann man wegen dem Geburtenrückgang nicht viel vorwerfen.“ Und eine Mutter meint, bis jetzt sei sie nur immer wegen ihrer vier „Gosen“ ausgelacht worden: nun aber sei ihr Zeitalter gekommen. Und die Kosten für eine solche „Rinderschar“, die zu unserer Großmütter Zeiten bloß als den Anfang und Beginn zu einer solchen eingeschätzt wurde? Das eben ist ein eigenes Kapitel. Brauchts doch schon ein ganz ordentliches Einkommen, um ein oder zwei Kinder erziehen zu können, sagen die Leute. Bern rechnet und rechnet dermalen, denn die statistischen Zahlen haben jedermann ins Innerste getroffen. Aber über den Zahlen des Geburtenrückganges treten die über die zunehmende „Vergreifung“ der Schweiz, die dem staatenstürmenden Politiker willkommenes Material in die Hände liefern, stark zurück. Scheint's werden die nicht allzusehr und als nicht allzu beängstigend empfunden. Aber Zahlen sind Zahlen. Und hinter den grauen Gestalten, die dem Schweizer vorgeführt werden, spielen gesunde, herzige Kinder und erscheinen frische, kräftige Männer und Frauen, aber auch schwächliche, in den ersten Lebenstagen und -Jahren dahinsterbende Kinder und kränkliche, früh gealterte Menschen.

Ferner stecken wir in der Hochflut der Initiativen, oder vielmehr: sie ist in der Hauptsache bereits vorüber. Daß Frauen sich an Unterschriften Sammlungen beteiligen, ist ein Zeichen unserer politisch wachen Zeit: sie sind nicht wenig erfolgreich. Von Zeit zu Zeit vernimmt man etwas vom Drum und Dran solcher Initiativen, wie vom Stoßfeuer eines Magistraten angefaßt der zahllosen Bogen, die bloß eine Unterschrift aufwiesen und die er dennoch unterschreiben mußte. Ueber den Verstoß gegen alle Rationalisierungsbestrebungen, der auf diese Weise geschieht, könnten die Statistiker gleichfalls Erhebungen machen!

Und sonst stehen wir in Bern wiederum vor einem Wettersturz insofern als es wieder greulich kalt wurde und jedermann hustet und „rhümet“. Meine Hausfrau, die sich stets mit allerhand Hausmitteln selber hilft, hat zu einem Schnupfenmittel gegriffen und dabei jedenfalls etwas läßes erwischt. Denn sie